

Im Schatten der Hellebarde wuchs die weibliche Selbständigkeit

Frauen um 1291: Annäherung und Rekonstruktion

Als die Waldstätte ihren Bund gründeten, schrieben die Frauen weder Tagebücher noch Briefe. Wie die Männer zu dieser Zeit waren sie zumeist schreibunkundig. Keine direkten Zeugnisse geben daher Kunde von den alltäglichen und den aussergewöhnlichen Ereignis-

sen ihres Lebens. Trotzdem finden sich in den vorhandenen Dokumenten – klima- und siedlungsgeschichtlichen, kriegs- und staatsgeschichtlichen – erstaunliche Spuren. In dem, was diese Dokumente aussagen. Und in dem, was sie verschweigen.

BILD: FREDI M. MURER



Aus Untersuchungen der Gletschervorstösse und Gletscherrückbildungen, auch aus dem Studium der Jahrringe von Bäumen geht hervor, dass das ausgehende 13. und das beginnende 14. Jahrhundert Zeiten milder Durchschnittstemperaturen gewesen sein müssen, mit trockenen Sommern und schneereichen Wintern. Die Bergtäler waren bis hoch hinauf besiedelt, die Bäche und die Seen müssen reich an Fischen gewesen sein, und in den ausgedehnten Wäldern, in den Mooren und Rieden lebte eine Vielzahl von wilden Tieren, die heute zum Teil ausgerottet sind.

Bevölkerungsstatistiken aus dieser Zeit gibt es noch keine. Für den Kanton Uri zum Beispiel stehen regelmässige Aufzeichnungen über Geburten, Heiraten und Todesfälle erst von der Mitte des 17. Jahrhunderts an zur Verfügung. Die Frauen heirateten damals noch meist vor dem zwanzigsten Jahr; voreheliche Geburten waren selten. Es kam vor, dass sie bis zum fünfzigsten Altersjahr Kinder gebären, wennleich die durchschnittliche Lebenserwartung, je nach Dorf, nicht höher als einunddreissig bis zweiundvierzig Jahre war. Die Kindersterblichkeit war gross, in den Alpentälern aber geringer als in den Städten: von 1000 Kindern sollen nur zwei Drittel das erste Jahr und gut die Hälfte das 15. Lebensjahr, also das Erwachsenenalter, erreicht haben.

Frauenleben wurden auch in den zeitgenössischen Chroniken, etwa im «Weissen Buch» von Sarnten, das um 1470 entstand, nicht festgehalten. Da ist zwar, neben den Abschriften vieler Urkunden, ausführlich von Stoupacher aus Schwyz, von Fürst aus Uri und von einem Bauernsohn aus dem Melchi in Unterwalden die Rede. Nach dem Tod Rudolf I. im Juli 1291 fanden sie sich einen Monat später auf dem Rütli ein, verschworen sich gegen die gewalttätigen Vögte und gelobten einander – und ihren Gleichgesinnten – gegenseitige Hilfe und Treue, auf

der Schweiz bis zum Jahr 1782, als in Glarus Anna Göldi als letzte sogenannte Hexe verbrannt wurde, rund 9000 Personen der Hexerei angeklagt. Alle wurden aufs grausamste gefoltert, 5417 davon wurden «hingerichtet», das heisst öffentlich ermordet. Es gab allerdings in den vier Jahrhunderten der Verfolgung auch ungezählte Männer, die diese Verbrechen verabscheuten und sie zu verhindern suchten, berühmte und machtlose. So wird zum Beispiel aus dem Lugnez erzählt, dass ein Mann auf der anderen Seite des Flusses von Leis gesehen habe, dass eine Frau zum Malefizgericht geschleppt wurde. Er habe den Fluss durchwaten, um für ihre Unschuld einzustehen, doch habe er für sein Zeugnis schwer büssen müssen. Er selbst sei deswegen als «Hexer» angeklagt und gerichtet worden.

Lieben und arbeiten?

Die scheinbar gewaltlose Entmündigung der Frauen durch das aufkommende Bürgertum, die auch durch grosse Aufklärer wie Immanuel Kant gutgeheissen wurde, muss sich nach den Schrecken der vorangegangenen Jahrhunderte fast unbemerkt durchgesetzt haben, als schleichende Beschneidung der Fähigkeiten, des Willens und der Wünsche der Frauen. Weniger die Körper litten darunter als die Seelen – was in der Folge auf die Körper zurückwirkte. Seit Sigmund Freud bestehen über die Zusammenhänge keine Zweifel, wenngleich bis heute Zweifel an alleingültigen Rezepten zur Verhinderung und zur Heilung dieser Schäden geäussert werden.

Auch das schleppende, mit grossen männlichen Widerständen und Vorbehalten verbundene «Zugeständnis» der politischen Rechte an die Frauen muss mit ähnlichen obrigkeitlichen Ängsten zu tun haben – heute noch. Obwohl in den Bergtälern die Frauen einen grossen Teil der ursprünglichen Autonomie bewahren konnten und – ausser durch die Kirche – Dressur im Sinn des

...mer und ewig im Namen Gottes. Die Sage allerdings berichtet, dass Stoupachers Frau den Männern bei ihrem Unterfangen Mut gemacht habe. Und die Vermutung ist gerechtfertigt, dass nicht sie allein ein wichtiges Wort mitzureden hatte.



Wo es noch ist, wie es war. (Aus Fredi Murers Film «Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, dass wir da sind», 1974)

Berti geheiratet. Vor drei Wochen war ihr erstes Kind zur Welt gekommen, ein Bub, der nach wenigen Stunden starb. Der Kapuzinermönch, der wie immer in der Weihnachtszeit im Dorf weilte, hatte ihm die Nottaufe erteilt.

Um diese Zeit fällt kein Sonnenstrahl ins Tal. Eingepackt zwischen weissen Mauern aus Schnee und geduckt unter hohen Flockenkissen kauern die niedrigen Häuser nah beisammen. Kaum kann man sich auf den schulterbreit freigeschaufelten Wegen bewegen, von Tür zu Tür oder zur Kirche. Vom Friedhof ist keine Spur mehr zu sehen. Wer in dieser Zeit stirbt, kann in der gefrorenen Erde nicht beigesezt werden, sondern wird in der kleinen eisigen Krypta der Kirche – eher ein Keller denn ein sakraler Raum – in eine Grube gelegt, die neugeborenen Kinder ebenso wie die Alten oder wie Bärbi, die Nachbarin, die im Kindbett starb, erst achtzehn Jahre alt, nicht älter als Berti.

Warten im Dunkeln

Still ist es bei all dem Schnee. Nicht einmal die Hühner hört man gackern. Sie wurden mit den Mutterschafen und Lämmern in die Küchen hereingeholt, als der Schnee immer dichter fiel. Berti stösst die Tür zum kleinen Haus auf. Ein warmer Dunst schlägt ihr entgegen. Sie legt das wollene Tuch, das sie um Kopf, Schulter und Brust gebunden hatte, auf die Bank. Den ganzen vergangenen Winter hatte sie daran gearbeitet, die schon gereinigte und gesträhelte Wolle vom Vorjahr gesponnen und mit langen, feinen Nadeln aus Buchenholz zu diesem Tuch gestrickt. Die Nadeln hatte Jakob für sie geschnitzt und mit einem granitenen Stein geschliffen, bis sie fein wie Haut wurden.

Berti nimmt aus dem Weidenkorb in der Ecke Bärbis Kind an die Brust. Sie hatte mit Jakob

nach dem Tod des eigenen Kindes vereinbart, dass sie beide für die kleine Waise sorgen wollten, zumal der Vater der kleinen Katharina sich eines Nachts aus dem Dorf davongemacht hatte, gegen Süden zu, verzweifelt und haltlos. Auch Jakob ist oft verzweifelt. Um ihn ist Berti in Sorge. Oft ist er stundenlang nachts unterwegs, um sich in Kerns oder Stans, manchmal auch in Sarnen, mit den Männern des Geheimbundes zu beraten. Sie fürchtet, dass ihm auf den schmalen Pfaden die Knechte des Landenberg auflauern.

Berti legt frische Holzscheite auf die Glut. Das Feuer lodert hell auf, so dass Lichtflecken den schwarzen Küchenwänden entlangtanzen. Sie nimmt den Spinnrocken hervor und arbeitet versunken, achtet auf den Atem des Kindes und auf die kleinen Geräusche der Tiere im Dunkeln. In einem kupfernen Topf über dem Feuer kocht die Abendsuppe aus Gerstenkörnern, Schafmilch und geschmolzenem Schnee. Jeden Augenblick erwartet sie Jakob zurück. Heute war er den ganzen Tag über mit den andern Männern des Dorfes im Gemeindefeld Holz schlagen.

Selbsthilfe, Selbstverteidigung ...

Das «Weisse Buch» war eine wichtige Quelle für den gelehrten Glarner Aegidius Tschudi, der im 16. Jahrhundert von den Bündnissen, Kriegen und Feldzügen der Waldstätte berichtete – und wiederum die Frauen ausliess. Gerade aus diesen Auslassungen aber lässt sich viel herauslesen: Dass in den Wochen und Monaten, wo die Männer als Säumer, Schiffleute und Jäger oder auf Kriegszügen und Staatsverhandlungen unterwegs waren – zum Beispiel im Hochsommer 1289, zwei Jahre vor der Gründung des Dreiländerbundes, als sie aus Schwyz, Uri und Nidwalden Ab-

ordnungen bildeten und den alten König Rudolf I. auf seinem Reichsfeldzug nach Burgund begleiteten, wo sie wahrscheinlich einiges zu seinem Sieg vor Besançon beitrugen –, dass unterdessen die Frauen in den Höfen und Dörfern der Alpentäler selbstständig schalteten und walteten, mit dem Vieh auf die Maiensässe und die höher gelegenen Alpen zogen, Käse für den Wintervorrat und für die Ablieferung an Klöster und Vögte herstellten, auf die Messen und Märkte gingen, die Kinder betreuten und die grösseren Buben zur Arbeit auf den kleinen Roggen- und Gerstenäckern und zur Instandstellung der Wege anleiteten. Und wenn der Föhn vom Gotthard her durch die Täler blies und irgendwo eine nicht gelöschte Herdglut anfachte, so dass das Feuer das Haus und schnell das Dorf erfasste, da konnten die Frauen sich nicht auf ihre Männer verlassen, sondern mussten mit den zurückgebliebenen Alten und den grösseren Kindern das Feuer eindämmen, mit eigenen Kräften. Auch wenn die Kinder zur Welt kamen oder krank wurden und starben, halfen sich die Frauen gegenseitig, denn die Männer waren zumeist weg, oder selbst wenn sie da waren, waren sie hilflos in den Fragen von Geburt und Tod. So verwundert es nicht, dass Geschichten von heilkundigen Frauen und «wunderbaren» Geburtshelferinnen zum Kernbestand der Sagen gehören.

Dass in den unruhigen Zeiten des Hochmittelalters die Frauen bei Überfällen sogar die Dörfer selbst verteidigten, muss angenommen werden, so, wie die Sage es von den Lugnezern berichtet. Da habe am 12. Mai 1352 Graf Rudolf von Montfort-Feldkirch mit einer beutedurstigen, wilden Horde beim Engpass von Porclas ins Tal eindringen wollen, während die Männer sich auf dem Berg Mundaun zum Wirt-

Frauen die anrückende Schar feststellten, hätten sie sich kurz beraten, dann sollen sie von der Höhe über der Talenge mächtige Steinblöcke losgestemmt haben, die den Eindringlingen den Weg versperrten. Mit Stöcken und Mistgabeln, heisst es, hätten sie unentwegt auf diese losgeschlagen, bis sie sich davonmachten.

... und dann die Hexenprozesse

Es ist anzunehmen, dass die Selbständigkeit – und damit die Macht – der Frauen einem Teil der Männer unheimlich wurde, insbesondere den kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten, und dass diese sie zu unterwerfen suchten. Es kam nicht von ungefähr, dass vom 14. Jahrhundert an Frauen als «Hexen» verdächtigt und verfolgt wurden, als «Wettermacherinnen», als Betörerin, als Verursacherinnen von Seuchen und Missernten, kurz: als «Teufelsbündlerinnen». Ein alemannisches Beichtbuch vom Anfang des 14. Jahrhunderts fragt offen nach den «hecse»-Künsten: «Ob du dih diner schoeni ruomtost, das man dih deste lieber hette? unn ob du je dehein zoubler gelerntost? unn wie? unn warumbe? unn gegen weme? unn wa mite? unn ob du ie geloubetost an hecse? unn ob du ie bechort wurde? unn von weme? unn wie du der bechorunge widerstuonde?»

Das um 1450 erstellte Protokoll des Luzerner Hexenprozesses gegen Els von Meersburg zeigt in der Aufzählung der «Missetaten», was den Frauen alles ange-dichtet wurde, damit sie eingeschüchtert, gezüchtigt und – buchstäblich – vernichtet werden konnten: «... also in dem sye der hagel ouch komen, den hab sy gemacht. Item, nach dem sy sich dem bösen geist geeignet habe, sye er ira zum drittenmal begegnet und sy wöllen enweg

Bürgertums nicht kannten, können auch sie lange von politischer Mitbestimmung und von politischen Ämtern ausgeschlossen die Appenzellerinnen bis in den Frühwinter 1990. Deren häufige uneinige Ungeduld innerhalb und ausserhalb der Frauenbewegung machte einmal mehr deutlich, dass allein «das Lieben und Arbeiten», nach Freud die Formel für ein sogenanntes normales Leben, eine Formel für bürgerliche Unterwerfung ist, solange die verfassungsmässige Garantie gleicher Verantwortung im Gemeinwesen, gleicher Rechte und gleicher Achtung fehlt. Im Rückblick auf die Geschichte der Frauen um 1291 ist es eine – lei-geprägte – Binsenwahrheit.

Literatur

- Hexen und Hexenprozesse. Dokumente. Hrsg. Wolfgang Behring. München 1988
- Verena Bodmer-Gessner. Die Bünnerinnen. Zürich 1973
- Verena Felder. Die Entwicklung vom traditionellen zum modernen Beruf der Hebamme, in: Itiner Fasc. 2/3. Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Basel 1985. (Auch andere Beiträge in diesem Sammelband)
- Ernst Gagliardi. Geschichte der Schweiz. Bd. I: Bis zum Abschluss des Mittelalters ca. 1519. Zürich/Leipzig 1934
- Gottlieb Guggenbühl. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. I: Von den Anfängen zum Jahr 1648. Erlenbach/Zürich 1947
- Werner Meyer. Hirsebrei und Helebarde. Auf den Spuren des mittelalterlichen Lebens in der Schweiz. Olten 1985
- Dorothee Rippmann. Vortragsnotizen zu Frauen zur Zeit der Sempacherkriege, Liestal 1990
- Anselm Zurfluh. Gibt es den Horv-Alpinus? Eine demographisch-kulturelle Fallstudie am Beispiel Uri 17.–18. Jahrhundert, in: Itiner Fasc. 5/6, Wirtschaft und Gesellschaft in Berggebieten, Basel 1986. (Auch alle übrigen Beiträge in diesem Sammelband)
- Sagen und Märchen, Freiburg/